

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 86.

Mittwoch, 14. April

1926.

(2. Fortsetzung.)

Die drei Brüder von Korff.

Roman von D. von Hanstein.

(Nachdruck verboten.)

Warum wollen wir uns streiten? Du nennst deinen Besitz ein Musteramt? Nun, ich habe den Ergeiz, aus Schwechau ein modernes Musteramt nach meinen Idealen zu machen und — — meinen Kameraden gegenüber mein Wort einzulösen."

Die blonde Edith war bisher stumme Zuhörerin gewesen, jetzt stand sie auf.

"Und ich?"

August streckte ihr die Hand entgegen.

"Du hast recht, mir zu glauben. Dir hätte ich zuerst meine Pläne zeigen sollen. Du wirst an meiner Seite stehen. Du wirst mit mir sehen, wie Schwechau wieder erblüht. Du wirst meine Kameradin sein. Und wie ich Ihnen einen Vater sein will — —"

Sie lachte hart auf.

"Ich bedaure, ich fühle mich zu jung und zudem wirklich nicht berufen, die Mutter von fünfzig Insassen — verzeih — Mitbesitzerin des Gutes zu spielen!"

"Edith?"

"Mir scheint, daß in der Zeit, die du unter den Wilden und in etwas gar zu naher Gemeinschaft mit diesen Männern verlebtst, sich unsere Anschaulungen sehr weit voneinander entfernt haben."

"Du hast doch nicht im Ernst daran gedacht, daß ich dazu beitragen werde, deutsches Eigentum an Fremde zu verkaufen, um mit persönlichen Vorteil zu machen?"

Baron Viktor fuhr auf.

"Jetzt wirst er mir wohl noch Unredlichkeit vor, wenn ich ihm zu seinem Glück helfen will — —"

"Komm, Vater, ich glaube, es ist besser, wir fahren jetzt heim."

August sah sie lange an.

"Heim? Damit meinst du das Gut deines Vaters? Ich habe geglaubt, die Heimat einer Frau sei an der Seite ihres Gatten."

Edith hatte ein hartes Gesicht.

"Ich halte es für untunlich, solche Dinge jetzt und hier zu besprechen." —

Baron Viktor war ruhig geworden.

"Du hast recht, Kind. August wird morgen zu uns kommen und einsehen — —"

Auch August hatte ein hartes Gesicht.

"Morgen muß ich nach Berlin. In vier Tagen bin ich zurück. Edith, du weißt, wie es in meinem Herzen aussieht. Sobald das Haus wieder bewohnbar ist, werde ich kommen und dich holen."

"Wenn ich dann geneigt bin, mich deinen kindischen Launen zu fügen."

"Soll das heißen — nein, Edith, sprich es nicht aus, was dich reuen würde. Fahre jetzt mit deinem Vater und denke nach — —"

Die alte Erzellenz weinte auf.

Kinder! Kinder!"

Es war eine lange Pause, ein lastendes Schweigen, dann sagte der Baron:

"Liebe Schwester, meine Schuld ist es nicht, wenn deine Söhne meine wohlgemeinten Pläne verschmähen. Ich werde mich nicht wieder aufdrängen. Komm, Edith."

August trat auf sie zu und sah sie an, aber sie zog sie zurück:

"Läß mich —"

Da ließ er sie und sie ging hinter dem Vater hinaus. Niemand dachte daran, sie zu geleiten. Werner und Erich standen vor ihren Stühlen, August blickte zum Fenster hinaus, er sah, wie der Wagen vorfuhr, wie der Onkel und Edith einstiegen. Ihm war, als risse etwas in seinem Herzen, aber sein Gesicht blieb ruhig. Er war es gewohnt, seine Empfindungen zu beherrschen — Mutter und Bruder wußten, wie er litt. Vielleicht die Mutter am besten, denn sie hatte immer die Stunde gefürchtet, in der August erkennen würde, daß Edith die Tochter ihres Vaters war. Sie hatte immer im stillen über diese Ehe gebangt.

August strich mit der Hand über die Stirn, dann trat er zu den andern. Ganz leise legte er seinen Arm um die weinende alte Dame und sagte weich:

"Und du, Mutterchen? Du hast nichts, gar nichts gesagt?"

Da fasste sie seine Hand und sah ihre drei Söhne an. Es war feierlich, wie sie leise sagte:

"Ich bin stolz auf euch, meine lieben, lieben, armen, tapferen, braven Söhne, und wenn Vater noch lebte, er würde es auch sein!"

2. Kapitel.

Es war ein schweigamer Abend gewesen, nachdem der Baron mit seiner Tochter fortgefahren war. Die Generalin hatte nichts weiter gesprochen. Mit ihren leisen, stillen Schritten war sie hinüber gegangen in das Esszimmer, wo das Mädchen den Tisch bediente zum Abendessen. Zwei Kuverts lagen zuviel auf der Tafel und sie räumte sie nun selbst fort. Wie seltsam doch das war! Sie hatte weinen müssen, während ihr Bruder sprach und jetzt hatte sie ein leises Lächeln um ihren Mund. Mußte lächeln und hatte doch allen Grund, traurig zu sein, nun der Bruder im Born gegangen — — der reiche Bruder und mit ihm — — nein, jetzt wollte das Lächeln schwanken, jetzt kam wieder eine Kummerfalte um ihre Augen, als sie an Edith dachte.

Die alte Anne kam herein.

"Darf ich servieren?"

Verträumt sah die Exzellenz auf und in das Gesicht des Mädchens. Seit zwanzig Jahren war sie im Haus, war aus einem schmucken, jungen Ding allmählich die alte Anne geworden, und da mußte die Generalin in dieser Stunde an einen andern Abend denken, den sie in Schwechau verbrachten. Damals war der General erst eben Oberst geworden und auf den Feldern standen die leichten Stoppeln, genau wie heute. Über das Herrenhaus von Schwechau war voller fröhlicher Gäste. Die Laufe des kleinen Erich, und Anne, die junge drauße Anne, trug das Kind auf den Armen in den Saal, der zur Hauskapelle hergerichtet war, und blinzelte dem Kutscher Heinrich verschämt und verliebt zu, der an diesem Tage mit bediente.

Und August und Werner, die beiden "großen" Jungen von acht und zehn Jahren, standen neben der Mutter.

Da war auch ihr Bruder Viktor zum erstenmal wieder im Haus, und an dem Tage hatte ihr Gatte ihm noch einmal die Schulden bezahlt, wie so oft. An dem Abend auch

sehrte es die rechte zusammenhängende Vollmer zum erstenmal
fennen, die Tochter des alten Vollmer auf Gerau. — —

War das der Höhepunkt gewesen? Die erste, die weinen
mußte, das war die Anne, als schon am nächsten Tage der
Kutscher Heinrich mit dem Jagdwagen verunglückte und sie
ihn tot heimbrachten. Es ist ein schweigamer Schlag da
droben im Osten, und auch die Anne machte nicht viel
Wesens, aber sie blieb nur im Hause und sah keinen von
den andern Burischen mehr an. So wurde sie langsam die
"alte" Anne und erlebte das Schicksal des Hauses. Erlebte
es, wie aus dem Oberst von Korff der General wurde,
erlebte es, wie der große Bankstrach kam und das Ver-
mögen verloren wurde, wie der General schweren Herzschlags
die größere Hälfte des alten Stammgutes an den Empor-
kömmling Vermählens verkaufen mußte, wie dann die
Krankheit kam und der Tod, und wie endlich die drei Söhne
hinauszogen in den Weltkrieg. Damals zog die Generalin
in das kleine Witwenhäuschen, draußen, im entlegenen
Vorort und nahm niemand mit als die Anne, weil ja
die Männer doch alle fort mußten, und wollte das Gut
während des Krieges in Pacht geben, aber es kam nicht
dazu. Dafür kam es zu furchtbaren Wochen, in denen die
Russen drüben in dem Gute häussten, und kam zu einer
Nacht, in der sie den Feuerschein vom Herrenhause
leuchten sah.

Damals waren nur wenige in der Gegend. Die meisten
waren geflohen, nur die beiden Frauen in dem kleinen
Häuschen nicht.

Wie schnell doch der Mensch denkt! Das alles flog der
Generalin durch den Kopf wie die Bilder eines Films,
während die Anne wartend in der Tür stand.

Wie wohl tat es der Exzellenz, daß sie jetzt niemand im
Hause hatte als die Anne und daß diese ein so ruhiges,
stilles Gesicht machte, auf dem nichts zu lesen stand, daß
sie es gesehen hatte, daß des ältesten Sohnes junge Frau
fortfuhr, ohne daß der Gatte ihr das Geleit zum Wagen gab.
"Darf ich anrichten?"

Anne wiederholte in ihrer ruhigen Weise und die
Generalin erwachte aus ihren Gedanken.
"Gewiß, Anne."

Da war auch ichon wieder das Lächeln um den kleinen
sehn geschnittenen Mund und das Glücksgefühl im Herzen.
Im Nebenzimmer saßen ja ihre Jungen! Ihre drei großen
Söhne, und zum erstenmal wieder sollten sie an der Mutter
einsamen Tisch sitzen. Schnell trat sie an die Vase, in der
die Herbstblumen blühten, nahm sie heraus und legte sie
um die Teller und auf das Tischtuch, während die Anne
die Tassen mit der Brühe brachte und dann den Gänse-
braten hereintrug.

Die Gans, die sie gemästet hatte für das erste Mahl mit
den Söhnen. — Tat nichts, daß es die einzige war! Tat
nichts, daß die Fleische Wein aus dem Keller die letzte war.

Sie trat in das Nebenzimmer.

"Jungens! Zum Essen!"

Es war selbstverständlich, daß ihr August den Arm bot
und sie zu Tisch führte, und nun saßen sie beisammen.

Wieder seltsam — jetzt war es fast wie Freude
in ihr, daß Victor und Edith gefahren waren. Daß sie
allein war mit ihren Söhnen.

Trotzdem ein schweigamer Mahl. Sie hatten nicht viel
Worte, die drei, und der baltische Einschlag im Blut machte
sie nicht redseliger, aber sie aßen mit gutem Appetit — —
auch August, der Älteste. Sie waren eine gesunde Rasse,
der auch trübe Gedanken den Hunger nicht verschlugen.
Sie nahmen, was ihnen die Mutter zulegte, und dankten
mit kurzen, warmen Blicken, August füllte den Wein in
die Gläser, und sie tranken der Mutter zu.

Und während sie stumm um deren Tisch saßen und aßen,
die Gans völlig verschwand, und was sie sonst ihnen bot,
war es ihr, als wären unzählige gute, liebe Worte ge-
sprochen, nur daß es nicht mit den Lippen geschah, sondern
mit den Augen und mit den tapferen, treuen Herzen.

Und da schwand aus ihr der Kummer um die Zukunft
und sie wußte, daß die drei da das Leben meistern würden.

Dann standen sie auf und küssten der Mutter Hand und
Wangen, wie sie es gewöhnt waren, und gingen wieder in
das andere Zimmer.

"Wann wollt ihr fahren?"

Sie hatten auch miteinander nicht gesprochen, und doch
antwortete August für sie alle:

"Morgen mit dem Frühzug."

"Dann wollen wir früh schlafen gehen."

Sie rauchten noch ihre Zigarette, während die Generalin
das Obst schälte, dann brachen sie auf. Die Mutter hielt
August zurück, und die beiden anderen verstanden, aber sie
taten, als sähen sie es nicht und gingen hinaus. Dann nahm
sie seine Hand.

"Wie wird es mit Edith?"

August sah sie an.

"Richtig gut, Mutter."

Die Generalin seufzte.

"Sie hat mich ja lieb. Denke dir, sie war jetzt Jahre bei
ihrem Vater. Sie weiß ja nicht, was ich will. Sie kennt die
Männer nicht, die ich bringe. Sie wird sehen, wie Schwebhau
aufersteht und — sie müßte nicht Edith sein — meine
Edith, wenn sie nicht käme."

"Wäre es nicht besser gewesen, du hättest noch mit ihr
gesprochen?"

"Nein, Mutter, denn jetzt ist sie sich selbst noch nicht
 klar."

"Und — wenn sie nicht kommt?"

August sah sie voll an.

"Dann muß ich auch das tragen — dann hätte ich
mich in ihrer Liebe geirrt."

"Mein Junge!"

Er schüttelte den Kopf.

"Nein, Mutter, ich weiß, daß sie kommt. Ich will es
wissen. Ich will diese Gewissheit mit mir nehmen. Hätte
ich jetzt mit ihr gesprochen, es hätte den Riß erweitert.
Sie findet von selbst den Weg! Gute Nacht, Mutter, schlaf
wohl."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wolke.

Von Wilhelm Scharrelmann.

War es der Wind oder war es die Sonne? Aber weiche,
stinde Hände müssen es gewesen sein, die sie formten, daß
sie wie eine Blüte auf unbewegtem Wasser im Blau des
Himmels schwimmt. Und der Wind nimmt sie und trägt
sie über die Wiesen und grünen Seen hin, und es ist, als
wären sie bei all dem Glanz, mit dem der Morgen sie über-
sieht, noch in dem Schlummer der ersten Frühe versunken
und lächle nur leise zu der Schönheit des Morgens und der
traumhaft stillen Fahrt, die der Wind mit ihr angetreten
hat. Stundenlang segelt sie so, weiß nicht, wohin ihre Fahrt
geht und streckt sich nur wohlig unter dem flutenden Licht
und lächelt auf die stillen Wälder und die fastgrünen
Wiesen herab, als wären sie aus der Sehnsucht der Erde
nach dem reinen Glanz der Höhe geboren, aller Schwere
enthoben und so verflüchtigt und rein wie die kristallene Bläue
über ihr.

Nun segelt sie über ein Dorf hin, das klein wie ein
Kinderpielzeug unter ihr liegt, und die Gänse schnattern
zu ihr empor, als habe sie mit ihrem schimmernden Weiß
ihres Kleides ihren Ried erweckt. Jenseits des Dorfes
steht das Korn in Horden, die so regelmäßig aufgestellt sind,
wie Steine auf einem Damenbrett. Und zwei Kinder sind
da, klein wie Puppen. Die sitzen an einem Feldrain und
ausken in den Himmel, und das eine ruft dem anderen zu:
"Gud doch, ein Pferd!"

"Nein, ein Hund!" jaucht das andere.

Sie meinen die Wolke. Wirklich, sie hat einen Kopf
bekommen und ein paar Beine, als springe sie durch die Luft
wie ein Hund auf der Jagd. Und die Kinder lachen zu ihr
empor und winken und rufen. Aber der Wind treibt sie
weiter. Über niedrige Berge trägt er sie hin und dunsle
Fichtenwälder. Und dann ist die Ebene wieder da, unend-
lich in ihrer Weite, gelassen und groß.

Da gesellt sich ein Wandergenosse zu ihr. Ein wenig
größer ist er wie sie und ein wenig dunkler in der Farbe,
aber mit silbernen Rändern und einem Paar Flügel, die in
den Himmel zu greifen scheinen, so nahe kommen sie sich,
daß sie einander fast berühren. Aber der Wind duldet es
nicht und reißt sie wieder auseinander und kümmert sich
nicht darum, daß sie zueinander streben wie ein paar
Liebende. Nun überqueren sie einen Strom, und ein Wald
von Schiffsmasten ragt unter ihnen auf. Lustige Wimpel
flattern daran und grüßen zu ihnen empor, als winkten
sie den beiden da oben ein Fahrtwohl! hinaus zu ihrer Reise.
Dann kommt das Meer, und die Wogen rollen unter
ihnen dahin, als wollten sie sagen: Wir kommen noch

weiter der als ihr. Wart ihr an den Boten der Erde?
Habt ihr Eisberge gesehen wie wir?

Aber die Wölfe hören die Sprache der Wellen nicht.
Eine heimliche Sehnsucht erfüllt sie, zusammen zu kommen,
sich die Hände zu reichen, sich aneinander zu schmiegen und
aneinander aufzugeben in der sitternden Weite des schwei-
genden Himmels, der über ihnen steht.

Aber von neuem reiht der Wind sie auseinander, als
wolle er sie dafür strafen, daß sie einsam ihres Weges
ziehen und sich von ihren Gefährten gesondert haben, die
schon am Morgen, wie Vögel auf ihren Schwingen, über
das Meer hinzogen und längst im Westen verschwanden.
Aber dann verliert der Wind seine Lust am Spiel und fährt
dahin, und läßt sie im Schein der Sonne stehen, so un-
beweglich wie Verlassene auf einsamen Inseln.

Aber dafür erfüllt die Sonne sie am Abend mit der
ganzen Glut ihres Scheidenden Lichtes, daß ihre Sehnsucht
wächst und glühend schwelt. Und mit der Sehnsucht wächst
auch ihre Kraft, wächst ihre Größe. Sie reden sich lebt
wie junge Riesen, dumpf und wie in Träumen. Selbst nun
die Hälfte des Himmels ist nun nicht mehr weit genug
für sie.

Aber noch ist der Raum zwischen ihnen zu weit, als daß
sie sich berühren könnten. Reglos stehen sie und wie gebannt,
wie trunken eine von der anderen Nähe.

Da schiebt sich fern im tiefsten Süden eine Wollensbank
berauf. Es ist, als hätte ihr Fuß im Grenzenlosen nun
einen Halt gefunden, daß sie sich ungestümmer zueinander
reden können, und ein Ershauern geht durch ihre reine
Kühle. Ein erstes Händereichen nun — ein Ruben Brust
an Brust. Eine flammende Röte steigt über ihre Ränder,
läßt ihre Wangen, Brust und Leib in Liebe erglühen.

Die Sonne sinkt. Mit tiefem Dunkel kommt die Nacht.
Dumpli unter ihnen rauscht das Meer. Da springt im
Westen ein Himmelsries, der Sturm aus Wollensbergen auf,
daß er sie wieder voneinander reihe, die eine hier-, die

andere dorthin treibe. Doch stärker als der Sturm ist ihr
Verlangen jetzt, und seine Kraft drängt ihre Leiber nur
dichter aneinander, daß eine wild die andere preist und an
sich reiht, und sie zusammen darüber in die Knie brechen.
Und nun sie auf die Bant von Wölfen sinken, die der Abend
ihnen schuf, zuckt Blitz auf Blitz von einer in die andere,
indes wie Liebeschrei aus Wollenslehen, die Donner durch
die Lüfte dröhnen, bis aus der einen, die von Norden kam,
wie Liebessegen der Regen rauschend niederbriicht.

Sie ruhen noch vereint, erschöpft und still, als milde
und gelassen die Nacht die Schleier wieder von den Sternen
nimmt und sankt wie Lampenschein das Licht der Sterne
flimmernd auf das Bett der Wölfe niederrieselt.

Nach Stunden erst löst eine still sich von der anderen,
und die von Süden kam, greift lächelnd nach der Silber-
spange des späten Mondes, sie der anderen in das verwirte
Haar zu pressen, indes die nördliche, schon wieder ganz in
sich verloren, mit den Sternen spielt.

Gedanken über Mann und Weib.

Die in der Brautzzeit am eifrigsten seelisch und geistig
Toilette gemacht haben, pflegen in der Ehe am ungenie-
testen das lästige Festkleid abzuwerfen.

*

Wenn man von einem Menschen sagt: „Er hat sein
Leben genossen“, so heißt es oft genug: „Er hat sein Leben
verdorben.“

*

Wenn Eheleute anfangen, ihre „Rechte“ gegeneinander
abzuwagen und auszuvielen, dann sind die Flitterwochen
unwiderruflich und für immer vorüber.

Ilse Franke.



Alt-Nassau



Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unser.

VII.¹⁾

Wir haben schon, wie wenig eilig Christian Ludwig
Wigelius es hatte, dem Vater Bericht zu erstatten; ein ge-
wisser Zwang, der in Idstein auf der Schule zu regel-
mäßigem Schreiben irgendwie wirksam aewesen sein mag,
fiel auf der Universität fort, aber ... Daz dreiwöchige
Pausen im Briefwechsel eines der Schule und dem Eltern-
haus entwachsenen Sohnes mit dem Vater doch etwas lang
leien, empfand Ludwig selber und sein Brief vom 25. Nov.
trägt die Nachschrift: „Sie könnten ein wenig unwillig über
mich seyn, daß ich meine Antwort so lang verspätet habe,
ich also nächstens wieder schreiben (werde), um diesen Fehler
einigermaßen wieder gut zu machen.“

Der alte Herr in Wiesbaden war nun aber nicht nur
ein wenig unwillig“, sondern vielmehr recht böse auf den
Schreibfaulen Sohn und schrieb ihm am 19. November einen
wohl recht deutlichen Brief, der es offenbar auch als ganz
ungehörig rügte, daß Ludwig sich für den Dank an Präsi-
dent v. Kruse so viel Zeit nahm; da es für sein Verhalten
schlechterdings keine annehmbare Entschuldigung gab, blieb
ihm nichts übrig, als den Vater um Verzeihung zu bitten
mit der Versicherung, daß er seinen Fehler bekenne und
bereue.

Eine sehr erfreuliche Nachricht erhielt Ludwig als Ein-
lage zu dem Briefe des Vaters, nämlich ein Schreiben, worin
der Physikus in Wiesbaden, Dr. Georg Philipp Mahr, ihm
seine Verlobung mit der ältesten Schwester Auguste anzeigte.
Die Nachricht kam Ludwig, wie er schreibt, ziemlich überra-
schend, war ihm aber gewiß sehr willkommen, denn
zwischen ihm und dem etwa sieben Jahre älteren Verlobten
der Schwester scheint schon längere Zeit ein enges Freundschaftsverhältnis bestanden zu haben; wenige Tage vor
Ludwigs Weggang vom Elternhaus hatte Mahr ihm ins
Stammbuch folgende Zeilen geschrieben: „Die sanfteste
Freude rede stäts aus Deinen Lippen, munter Scherz —
Durchwände stäts in Dir ein für die Tugend eines Herz.“

Seinen Glückwunsch an den Vater kleidete Ludwig in

¹⁾ Nr. VI. ist abgedruckt in der Unterhaltungsbeilage
Nr. 64 vom 17. März.

folgende Worte: „Ihnen gratuliere ich jetzt zuerst, daß Sie
die Freude erlebt haben, meine Schwester mit einem recht-
schaffenen Manne verlobt zu sehen, und wünsche, daß Sie
in Zukunft immer mehr Vergnügen an dieser Verbindung
erleben mögten.“ Sonst enthält der Brief noch die Be-
merkung, daß es in Gießen eben recht lustig hergebe; alle
Sonntage sei Konzert von Musitanten aus Wesel, wosür
30 Kreuzer Eintrittsgeld erhoben werde. Dieselben Musi-
tanten spielen dann wohl auch zum Ball, der von November
bis Februar — also wohl bis Fastnacht — an jedem Montag
stattfindet; für diese Bälle insgesamt löstet der Eintritt
7½ Gulden. Sie finden in dem Saal des Majors Schmal-
fader statt, der auch die Verpflegung dabei lieferte, für
die natürlich besonders bezahlt werden muß. — Was unser
Studiosus mit dieser Mitteilung bewedte, läßt sich viel-
leicht erraten, zumal er hinszufügt: Wenn man in Gießen
eine vergnügliche Stunde haben will, so muß man sie theuer
bezahlen.“ Er verzichtet also auf diese Vergnügungen und
sucht seine Unterhaltung beim Studium des römischen
Rechts. Vielleicht hat ihm auch sein Vater geraten, er möge
seine Kenntnis des Pantelon-Spiels in dem Konzertsaal
zur Geltung bringen, denn er schreibt, das sei nicht angängig,
denn nur ganz selten trete jemand auf, der dies Instrument
spielt, und das sei dann ein wirtlicher Meister, was er doch
von sich nicht behaupten könne. Trotzdem werde er sich be-
mühen, in Privatkreisen vorzuspielen, wozu ihm der früher
Schön genannte Vetter Sell, der sehr musikalisch war und die
Flöte blies, behilflich sein könnte. Es boten sich immer noch
Gelegenheiten zu privatem gesellschaftlichem Verkehr, denn
er hatte noch keineswegs alle Besuche gemacht, die zu machen
der Vater ihm anempfohlen hatte. So war er noch nicht
beim Polizeirat Raub gewesen, und zum Sonditus Krug
zog es ihn gar nicht hin, denn dessen Sohn stand als
Duellant nicht gerade in gutem Ruf und eine fürtlich statt-
gehabte Menjür mit einem anderen Studenten drohte ihn
in Konflikt mit den akademischen Behörden zu bringen.
Wohl aber besuchte er den Polizeirat Boller, offenbar einen
Studentenfreund seines Vaters, mit dem dieser auf Du und Du
stand.²⁾ Boller hatte am 30. November, also vor dem Be-

²⁾ Bei dem 1710 in Gießen geborenen, 1750 verstorbenen
ordentlichen Professor der Rechte Johann Christoph Boller
hatte Regierungsrat Wigelius zwischen 1747 und 1750
juristische Vorlesungen gehört. Vielleicht war der Polizei-
rat dessen Sohn.

such des Studenten Vigilius, wahrscheinlich auf Anfrage des alten Herrn, diesem folgende Auskunft erteilt: „Wohrgedobrner Herr Regierungs-Rath, Hochzebrender Herr Gevatter! Es gereicht mir selbsten zu besonderem Vergnügen, daß ich Deinem Herrn Sohn ein gutes Zeugnis belegen kann. Ich weiß zuverlässig, daß Er die Collegia fleißig frequentirt, und daß Er auch zu Hauk fleißig ist, schlässe ich daraus, weil Er wenig ausgehet und täglich frühe um 6 Uhr alß schon aus dem Bette aufstehet. Seine Gesellschaft sind diejenige, so zu Idstein mit Ihm frequentirt haben. Wie nun die Conduite dieser beschaffen, weiß ich so eigentlich nicht, weil ich noch keine Gelegenheit gehabt habe, mich darum genau zu erkundigen. Da Dein Herr Sohn das academische Leben so gut angefangen hat, und dem Ansehen nach Geschmack am Studieren findet, so hoffe ich auch, daß es continuiret wird.“

Wer der Nachbar ist, der bei Regierungsrat Sodenberg wohnt und dessen Bekanntheit zu machen der Vater empfohlen hatte, läßt sich aus den Briefen nicht ersehen. Entweder hat unser Student seinen Umgang nicht gesucht oder der andere hat eine Annäherung nicht erwidert; es heißt von ihm, „Er scheint mit auch eben nicht viel Artigkeit zu haben; er studiert Theologie.“

Offenbar um nicht allzu häufig schreiben zu müssen, hatte Vigilius beabsichtigt, dem Vater alle drei Wochen eine Art Tagebuch zu schicken von dem, was ihm Merkwürdiges begegnet sei. Allein ich fürchte sehr, es mögte gar zu klein werden, da ich alle Tage einerlei Gegenstände vor mir habe.“ Über Weihnachten ist Ludwig in Gießen geblieben; die Universitätsferien und die Feiertage waren ja dazu da, den Haustext in Kraft treten zu lassen in den Wissenszweigen und Fertigkeiten, für die sonst zu wenig Zeit zur Verfügung stand. So mußte er denn auch einen Weihnachtsbrief schreiben, den er praktisch gleich mit dem Neujahrsgrußkunst verband; um zu zeigen, daß er seine französischen Kenntnisse nicht einrosten ließ, schrieb er den Brief auf französisch. Er dankt in ganz gewandten Sätzen und gewählten Worten Gott dafür, daß der teure Vater ihm erhalten geblieben ist und bittet, daß er noch lange Jahre seiner Familie erhalten bleiben möge. — Der Vater aber möge ihm weiter seine väterliche Gefinnung zeigen, er selber werde sein Möglichstes tun, um sich der Güte des Vaters würdig zu erweisen. Zum Schlus fügte er gute Wünsche für die Gesundheit seines kleinen Bruders Fritz³⁾ an, die wiederholte zu ernsten Bedenken Anlaß gegeben zu haben scheint. Wie schon erwähnt, sind die Briefe des Vaters an den Sohn aus der Gießener Studienzeit nicht vorhanden; aus der Antwort des Sohnes vom 21. Januar 1784 erfahren wir etwas von dem Inhalt dieses väterlichen Neujahrsbriefes. Es hatte u. a. darin gestanden, daß der Studiosus sich einen Conventionstaler (gleich 2 fl. 24 Kreuzer = 4 M. 10 Pf.) als Neujahrsgebschenk in Rechnung stellen sollte. Zufällig ist uns das Haushaltbuch des Regierungsrats Vigilius aus den Monaten Januar bis April 1784 erhalten, in das er alle Ausgaben gewissenhaft eingetragen hat; es ist nicht ohne Interesse, in Anknüpfung an die durch das Studium des Sohnes in Gießen verursachten Ausgaben dieses Buch einmal etwas näher anzusehen. Es ist kein eigentliches Buch, sondern nach Art der heutigen Schulhefte aus kräftigen, unlinierten, einmal gefalteten Folio-blättern bestehend und mit Zwirn zusammengenäht. Am Kopf des ersten Blattes lesen wir die Worte, „Barmherziger Gott, auch in diesem neu angetretenen Jahr sei und bleibe mit Deinem milden Seegen bei mir und denen meinigen; so wollen wir Deine Güte preisen in heiliger Furcht!“

Die erste Eintragung, am 1. Januar, lautet:

Einer jeden meiner 4 älteren Töchter 1 Conventionstaler = 9 fl. 36 kr.
Denen zwey kleinen, und dem Fritz zusammen 1 fl. 12 kr.
Denen 2 Mägden u. Bedienten ½ fl. . . . 1 fl. 30 kr.
Denen beiden Cantsley Dienern à 36 kr. . . 1 fl. 12 kr.

Bei dem Neujahrsgebschenk für die Kinder ist zu berücksichtigen, daß sie schon zu Weihnachten ein ansehnliches Geldgebschenk — ansehnlich für jene Zeit — vom Vater erhalten hatten; Weihnachten 1785 betrug es für die vier älteren Töchter je 2 Laubentaler oder 5 fl. 30 kr. Was an Wäsche oder sonstigen Gebrauchsgegenständen zum Weihnachtsfest geschenkt wurde, ist wahrscheinlich aus der Haushaltungskasse der Mutter bezahlt worden; das väterliche Ausgabenverzeichnis des nächsten Jahres enthält sonst nur die Notiz unterm 25. Dezember 1785: „Der Auguste 6 Pf.

³⁾ Heinrich Friedrich Vigilius, das 14. und letzte Kind aus der Ehe des Regierungsrats V. mit Marie Christiane Thilemann, geb. 26. November 1781, gest. 1. Juni 1856 als nassauischer Rechnungskammerpräsident; sein letzter Nachkomme, Fr. Alois Vigilius, ist 4. Januar 1926 gestorben.

Gant.“ In die Haushaltungskasse wurden vom 7. Januar bis 8. April 1784 gegeben 131 Gulden, kein großer Betrag, wenn man bedenkt, daß Eltern, 7 Kinder — darunter mehrere erwachsene Töchter — 2 Mägde und 1 Diener daraus versorgt und zum Teil gelöhnzt wurden. Freilich wurde das Brot wohl im Hause gebaden, denn am 17. März 1784 wurden für 6 Mädel Korn von 1783 22 fl. und für 2½ Mädel Getreide „in die Haushaltung“ 6 fl. 40 kr. bezahlt; ebenso zahlte der Familienvater Holz, Wein und die Kosten der Handwerker, die Ausbesserungsarbeiten am Hause oder an den Möbeln vornahmen. Allerlei Ausgaben verursachte die Ausstattung der verlorenen ältesten Tochter Auguste; für den Trauring spendete der Vater einen alten Louisdor im Werte von 9 Gulden; der Silberschmied Cron, der aus dem Gold dieser Münze den Ring herstellte, erhielt „vor die fagon 1 fl. 34 kr.“ In einzelnen Posten wurde für die junge Haushaltung Zinngefäß gekauft, Vieferant war der Zinngießer Schudard, der einmal für 6 Suppenteller und 6 flache Teller im Gesamtgewicht von 12 Pfnd. zusammen 4 fl. 48 kr., also 24 kr. ie Pfund, erhielt. Dem Schreiner (?) Kobelberg wurden für 1 Kommode, 1 Kanapee- und 6 Stuhlgestelle 39 fl. entricht, für das „Beschlagen“ der Stühle erhielt Sattler Erkel 9 fl. 28 kr. Bei der Hochzeit der Auguste mit Dr. Mahr am 25. Februar 1784 erhielt das junge Paar von den Eltern Vigilius als „Hausteuern“ abermals 1 Dukat zinnerne Teller und 8 Schüsseln; möglicherweise bezieht sich auch die Weinrechnung von Hofkammerrat Habel⁴⁾ vom 25. März über 8 Flaschen Burgunder zu 40 kr. und 4 Flaschen Nieder-Ingelheimer Rotwein zu 21 kr. auf jenes Hochzeitsevent.

⁴⁾ Der Vater des 1792 zu Oranienstein geborenen Archivars und nassauischen Geschichtsschreibers Friedrich Gustav Habel.

25 Jahre Naturbeobachtung eines alten Nassauers.

In den vergilbten Tagebuchblättern eines Landmanns aus dem östlichen Teile Nassaus fanden wir folgende Wetternotizen: Das Jahr 1768 ist ein sehr nasses Jahr gewesen, ebenso das Jahr 1769. 1770 hatten wir Weiter mit viel Regen, daß man den Hafer nicht rechtzeitig säen konnte. Die Schafe sind am 27. April das erstmal in den Pferch gegangen. Es ist großer Mangel an Nahrung gewesen für Menschen und Vieh. Das Heu ist um den Jakobstag gemäht und das Korn um Bartholomäi geschnitten worden. Der Herbst war gut. Es folgte ein Winter mit viel Schnee. 1771 lag auf Ostern noch tiefer Schnee und des Nachts bat es gefroren. Es gab einen nassen Sommer. Die Frucht ist sehr teuer gewesen, daß arme Leute Hafer gekauft haben und zu Mehl mahlen ließen. 1772 und 1773 herrschte eine große Viehseuche. Viele Tiere starben. 1773, den 17. Juni, ist ein Gewitter aufgestiegen bei warmem Weiter, daß von den dicken Eiskiesel alle Frucht zerstochen wurde. 1775 ist ein trockenes Frühjahr gewesen. Da hat es wenig Korn gegeben, auch wenig Gras und Grummet. 1776 ist ein durrer Sommer gewesen bis Johannistag. Da gab es wenig Heu, aber viel Korn und Mehl, Grummet und Gemüse. Auf diesen Herbst folgte ein langer Winter mit viel Schnee. 1777 hatten wir kalt bis Johanni. Der Sommer war trocken. Es ist alles langsam zeitig geworden. 1780 ist in den zwei ersten Monaten der Schnee gar nicht abgegangen. Ostern, auf den 26. März, hatte man noch keinen Hafer gesät. Es gab wenig Sommerfrucht, wenig Kartoffeln und wenig Kraut. 1781 ist viel Korn erktoren, zehn Tage vor Pfingsten. 1782 herrschte einnakalter Winter Pfingsten war noch kein Gras auf den Wiesen. 1783 ist ein ungemein Jahr gewesen mit Witterung, auch in Krankheiten und in Erdbeben. Der Sommer war sehr warm und sehr trocken. Die Sommerfrucht war an vielen Orten vertrocknet. Viele Krankheiten traten auf. In Italien waren große Erdbeben. Um den Johannistag fand die Sonne bei hellem Weiter an, finster zu werden. Es war schrecklich zu sehen. 1784 war Ostern noch Eis da. Es verdarb viel Sommerfrucht. 1785 ist das Korn um Bartholomäi geschnitten worden. 1786 gab es den ganzen Sommer hindurch kaum acht warme Tage, auch der Herbst war nass und kalt. Das Kindvieh hatte den Jungenkrebs. 1787 war ein gutes Frühjahr. Bis Weihnachten gab es kein Frost. 1788 brachte ein gutes Frühjahr. Korn gab es viel, aber es war leicht. 1789 rückte im Mai ein Gewitter mit Hagelschlag in vielen Orten Schaden an. 1790 gab es wenig Obst. 1791 war ein warmer Winter. 1792 ein nasses Jahr. 1793 erktoren das meiste Korn in der Erde. In dem durrten Sommer verdarb das Getreide. 1794 herrschte eine große Teuerung an Frucht und allem.